# Stillehre

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1976)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

## Überladene Beifügungen schaden der Verständlichkeit

Eines müßte jeder Sprecher oder Schreiber vor allem und zuerst anstreben: daß man ihn auf Anhieb versteht. Klarheit des Ausdrucks ist das erste Stilgesetz; also sollte man alles vermeiden, was das Verständnis erschwert. Manches ist vom Übel: Ungewohnte Fach- und Fremdwörter zum Beispiel; eine unübliche Wortfolge (mit Ausnahmen natürlich; aber was von der Norm abweicht, kann unter Umständen verwirren: „Eine Maus fraß die Katze" diene als simpelstes Beispiel). Gefährlich sind doppelsinnige oder gar mehrdeutige Begriffe, sofern der Sinnzusammenhang nicht jeden Zweifel ausschließt. Am meisten wird durch überlange und undurchsichtige Sätze gesündigt. Bei zusammengesetzten Zeitwörtern wie fortgehen, zusammenbrechen, ablehnen sollten Grundbegriff und Vorwort nicht durch ellenlange Zwischenglieder unterbrochen werden: „Der Rat *lehnte* den Antrag nach längerer Aussprache aus allen diesen Gründen und weil er fand, die Angelegenheit sei noch nicht spruchreif, ab."
Eine der häufigsten Stilsünden jedoch betrifft die Beifügung. Viele Schreiber leisten sich wahre Satzungetüme dadurch, daß sie ihre Attribute über Gebühr verlängern. Eine an sich ein ausgezeichnetes Stilmittel darstellende, weil das Wesentliche knapp zusammenfassende oder auf einen besonderen Aspekt hinweisende Ausdruckshilfe wird — wie hier und jetzt — zur Plage für den Leser und zu einem fragwürdigen Fähigkeitszeugnis für den Schreiber. Die Aufmerksamkeit des Lesenden wird über Gebühr beansprucht, wenn das Hauptwort (das hier wirklich die Hauptsache darstellt) so lange ausbleibt. Daran hätte der bekannte Musikkritiker denken sollen: „... auch viele andere (Tempomodifikationen), kleinere, fügten sich der straff gefügten, gelegentlich einige klangliche Härten ergebenden, jedenfalls die vitalen Kräfte der Sinfonie betonenden und zielbewußt zur turbulenten Schlußstretta hingeführten Werkdarstellung zwanglos ein" — zwischen Artikel und dazugehörendem Substantiv stehen über zwanzig Wörter! Der Kritiker hätte es mit einem Viertel davon bewenden lassen dürfen; warum nicht gelegentlich einen Punkt setzen und neu anfangen?
Überladene Beifügungen verstoßen oft gegen die einfachsten Gesetze des Wohlklangs: „Von einem von einem Werbefachmann entworfenen, ein neues Produkt anzeigenden Inserat erwartet man..." Vor allem aber verunglückt nicht selten die Dame Grammatik höchstpersönlich auf dem Wege vom Geschlechtswort über die nicht enden wollende Attributbrücke zum Dingwort. So im Satz eines innenpolitischen Leitartikels: „Die Begnadigungskommission für den wegen eines im ‚Bund' erschienenen kritischen Leserbriefes über den Mirage verknurrten Wehrmannes ließ sich ausschließlich vom Militärdepartement orientieren." Im Durcheinander von Vor-, Geschlechts- und Dingwörtern geraten — begreiflich — auch die Fälle durcheinander. Im vernünftig zurechtgestutzten Satz hätte der Schreiber gemerkt, daß er von der Begnadigungskommission „für *den*... verknurrten Wehrmann" sprach; der Wesfall gehört nur zu „Leserbrief": „wegen eines kritischen Leserbriefes."
In den Werken der sogenannt schönen Literatur nehmen sich vollgestopfte Beifügungen natürlich besonders seltsam aus. Gotthelfs Tochter Marie Walden, die in mancher Hinsicht ihr hohes künstlerisches Erbe nicht verleugnet, hätte besser getan, den folgenden Satz aus der Erzählung

„Zwei Jahre im Dorfe“ aufzuteilen: „Ein weiches, biegsames Organ gab den in einfache, verständliche, aber von aller Trivialität entfernte Form gekleideten Gedanken Nachdruck.“ — Die gute Form erst verleiht einem guten Gedanken den erwünschten Nachdruck. *Hans Sommer*

## Radio und Fernsehen

### Soll die Mundart noch mehr zum Zuge kommen?

Vor gut 35 Jahren, zur Zeit der Bedrohung der Schweiz durch das benachbarte Tausendjährige Reich, war gutes (Bühnen-)deutsch am Landessender Beromünster alles andere als gefragt. Sehr schnell mußte sich ein Sprecher — der sich oft in jahrelanger Ausbildung eine perfekte hochdeutsche Aussprache erarbeitet hatte — „Nazi“ schimpfen lassen, und sogar der Nachrichtensprecher tat gut daran, seine Sprechweise mit schweizerisch-kehligen Lauten zu durchsetzen. Noch unlängst entbrannte in der Leserecke einer großen Basler Tageszeitung ein heftiger Streit darüber, ob nun die Zahl zwanzig als ‚zwanzik‘ oder als ‚zwanzich‘ auszusprechen sei. In den letzten Jahren ist allerdings die Frage „Mundart oder Hochdeutsch am Radio?“ etwas aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwunden, doch das Problem an sich wurde dadurch natürlich nicht gelöst. Im Rahmen des von der Abteilung Publikumsforschung der SRG durchgeführten Hörerforschungsprogramms wurden deshalb im zweiten Quartal 1975 im Zusammenhang mit einer Untersuchung über die Lokalsendungen auch einige Fragen zum Thema „Mundart oder Hochdeutsch?“ gestellt.
Zunächst wurde einmal nach der Verständlichkeit der am Radio gesprochenen Dialekte gefragt, wobei 88% der Befragten erklärten, das Gesprochene immer oder meistens zu verstehen. Die Unterschiede in den einzelnen Regionen sind nicht sehr bedeutend, schwanken doch die Prozentzahlen für ‚immer‘ oder ‚meistens‘ zwischen 87 (Basel-Stadt und Basel-Land) und 96 (Zürich und Schaffhausen).
Sodann wurden sieben einzelne Dialekte herausgegriffen und die Frage nach ihrer Verständlichkeit gestellt. Praktisch problemlos werden in der ganzen Schweiz die Ostschweizer, Glarner und Innerschweizer Mundarten verstanden. Der Berner Oberländer Dialekt bereitet in der Ostschweiz etwas Mühe, der Bündner im Raum Aargau/Solothurn/Bern, das Appenzellische schafft mitunter in Bern/Aargau und beiden Basel Probleme. *Ausgeprägtere Schwierigkeiten scheint einzig die Mundart des Oberwallis zu verursachen, und zwar am stärksten im Raum Zürich/Ostschweiz. Von alarmierenden Werten zu sprechen wäre jedoch auch hier stark übertrieben: nur 4% der Befragten antworteten, sie verstünden die Walliser Mundart „überhaupt nicht“.*
In der dritten Frage wurde mittels neun zu beurteilenden Eigenschaften eine Charakterisierung der Mundart im Vergleich zum Hochdeutschen angestrebt. Auch die Auswertung dieses Teils der Befragung erbrachte keine eigentlichen Überraschungen — im großen und ganzen fanden sich die üblichen (Vor-)urteile über die Mundart bestätigt. So hielt die überwiegende Mehrheit der Hörer die Mundart für ‚direkter‘, ‚wärmer‘, ‚persönlicher‘, ‚natürlicher‘ und ‚freier‘ als das Hochdeutsche. Auch daß die